

# Prolog

*Ein Fischerdorf in der Lowynbucht*

Gershon Mehorad

Heute nicht.

Eisiger Wind wälzte über das Wasser der Lowynsee und peitschte unruhige Wellen hoch. Schwallartig entlud sich die Kraft des Meeres am Uferbauwerk, als würde es dagegen protestieren wollen, dass Gershon ihm heute den Rücken kehrte. Es war früh am Morgen, doch für seinen gewohnten Arbeitsbeginn schon sehr spät. Die meisten anderen Fischer waren längst draußen. Lediglich das kleine Boot, das er für sich und seinen Bruder von dem letzten Geld gekauft hatte, das sie besessen hatten, wogte einsam an seiner Anlegestelle. Gershon warf einen verhassten Blick darauf. Es war alles, was er hatte und ohne den klapprigen Kutter stünden er und Ronran ohne Heim und Brot da. Aber nein, heute würde er nicht damit rausfahren.

Als die beiden Brüder die Berge von Sanadia verlassen hatten, hatte er sich ein besseres Leben erhofft. Nachdem ihnen in ihrer Heimat nichts, gar nichts, geblieben war, hatten sie alles hinter sich lassen wollen, auf der Suche nach dem Glück. Weit waren sie allerdings nicht gekommen, wie er zugeben musste. Sie waren in den Süden gegangen, hatten den Bergen ihrer Kindheit den Rücken gekehrt, nur um vor sich bald ein weiteres Gebirge auffragen zu sehen. Ohne Ziel waren sie an der Küste entlanggezogen, bis sie schließlich in diesem kleinen, trostlosen Fischerdorf hängen geblieben waren. Ronran war es gewesen, der unbedingt hier hatte bleiben wollen. Sein kleiner Bruder hatte sich nach Stabilität gesehnt, während Gershon nach Abenteuern gelehzt hatte. Doch was hätte er tun sollen? Allein weiterziehen und die einzige Person zurücklassen, die ihm noch etwas bedeutete? Gemeinsam hatten sie so viel durchgestanden. Wo hätte er ohne seinen Bruder schon hingehen wollen?

Also hatte er nachgegeben und sie waren geblieben. Gershon wusste nicht, ob Ronran glücklich mit ihrem Leben war. Darüber sprachen sie nicht. Tag für Tag fuhren sie mitten in der Nacht gemeinsam auf das Meer hinaus und warfen die Netze aus. Sie waren keine sonderlich begabten Fischer, doch es reichte aus, um nicht zu verhungern und ein Dach über dem Kopf zu haben. Auch wenn dieses klein und marode war. An manchen Stellen war ihre ärmliche Hütte undicht und wenn es regnete, bekamen sie die Widrigkeiten ihres bedauernswerten Lebens besonders deutlich zu spüren, denn dann tropfte es von der Decke auf ihre Schlafstätten.

Vielleicht würde sich jetzt endlich etwas ändern. Hoffnungsvoll wandte Gershon seinen Blick von der aufgewühlten See ab und zog seinen Mantel enger zu.

Es war kalt, aber darüber durfte er sich nicht beschweren, denn es war Winter. Wenigstens gab es keinen Schnee. In der Ferne erhoben sich weiß überzogene Berggipfel, doch hier unten an der Küste genügte es dem Winter, kalten Wind und gelegentlich etwas Frost zu schicken.

Jeden einzelnen Abend verbrachte Gershon in der Taverne und gab so viel Geld, wie Ronran es ihm erlaubte, für Met aus. Sein Bruder war der Vernünftigere der beiden. Während er den Überblick behielt und meistens nüchtern blieb, versank Gershon gerne im Rausch und im Vergessen. Das konnte er sich nur leisten, weil Ronran dafür sorgte, dass alles seinen geregelten Lauf nahm und sie genug Geld zum Leben zurückbehielten. Leben – wenn man es denn als ein solches bezeichnen konnte.

Gershon war wütend, frustriert und verbittert. Das ließ er seine Umgebung spüren, was vermutlich der Grund dafür war, dass er keine Freunde hatte. Er und Ronran waren jedoch bekannt und eines Abends hatte sich ein fremder Mann zu ihm gesellt. Das war erst einige Tage her. Glücklicherweise war Gershon noch nicht vollkommen betrunken und noch in der Lage zu einem Gespräch gewesen, denn dieses hatte sich als sehr vielversprechend erwiesen. Der Fremde hatte ihm lange zugehört und er hatte ihm sein Herz ausgeschüttet. Vielleicht hatte er doch schon einiges getrunken gehabt, denn normalerweise war er nicht so offenherzig.

Der Mann hatte ihm ein Geschäft vorgeschlagen und ihm versprochen, dass er damit endgültig und für immer aus dem Kreislauf von Armut und Sinnlosigkeit aussteigen könnte. Da war er natürlich neugierig geworden und hatte zugestimmt, ihn an einem anderen Ort wiederzutreffen.

Nun machte er sich auf den Weg. Ronran hatte er gesagt, dass er nach Hogarat gehen wollte, um sich nach einer anderen Arbeitsmöglichkeit umzusehen. Sein Bruder hatte nicht viel dazu zu sagen gehabt. Er war wohl froh darüber, für ein paar Tage seine Ruhe zu haben.

Gershon besaß kein Pferd, also musste er den Weg in die entfernt gelegene Stadt zu Fuß zurücklegen. Er warf sich sein Bündel über die Schulter und kontrollierte den Sitz seines Geldbeutels und seines Dolches. Er schämte sich dafür, nicht einmal ein richtiges Schwert zu besitzen. Sollte jemals doch noch etwas aus ihm werden, würde eine gute Waffe seine erste Anschaffung sein.

Zwei Tage war er unterwegs, bis er an das Ufer des Blausees kam. Dort bestieg er eine Fähre, die ihn den gesamten, länglichen See entlang bis ans nördliche Ufer brachte. Das Fahrgeld war teuer und er hoffte, dass die Reise sich am Ende für ihn lohnen würde. Schließlich erreichte er den Hafen von Hogarat. Die Stadt umkreiste die Mündung eines Flusses namens Hogar, nach dem sie offenbar benannt worden

war, und war nicht so groß, wie er sie sich vorgestellt hatte. Es herrschte ein reger Handelsverkehr und einen billigen Gasthof zu finden, wo er für eine Nacht bleiben konnte, war kein Problem.

Der Treffpunkt mit dem mysteriösen Fremden befand sich außerhalb der Stadt. Früh am nächsten Morgen machte Gershon sich auf den Weg dorthin. Direkt am Ufer des Blausees, in Richtung Westen gelegen, fand er einen kleinen Steg, an dem ein einzelnes Ruderboot auf ihn wartete. Eine kreisrunde Insel befand sich etwa hundert Schritt weit im See. Es war genauso, wie der Mann es ihm beschrieben hatte.

Voller gespannter Erwartungen stieg Gershon in das Boot und ruderte hinüber. Der eiskalte Morgenwind peitschte ihm ins Gesicht und winzige Wasserspritzer trafen seine Wangen, wann immer sein Ruder schwungvoll hervortauchte. Die Sonne war bereits aufgegangen, doch eine bauschige Wolkendecke verbarg ihre Erscheinung.

Die Insel war klein und übermäßig überwuchert von Bäumen und Sträuchern. Nach ein paar letzten, kräftigen Ruderstößen lief das Boot auf Grund. Gershon stieg über den Rand ins eiskalte Wasser und zog das Gefährt bis auf den Kiesstrand. Fröstelnd stand er da, verärgert über die nasse Kleidung, und sah sich um. Die Insel machte einen verlassenem Eindruck. Kein Lebewesen regte sich, kein Vogel sang in den Bäumen, kein Rascheln drang aus dem Unterholz, nicht einmal die Blätter bewegten sich im Wind. Ob er hier wirklich richtig war?

Gershon sog in einem schnellen Atemzug Luft durch die Nase, straffte die Schultern und stapfte los. Er umrundete die wuchernden Pflanzen, indem er am Wasserrand entlanglief, doch bald kam er an eine Stelle, an welcher der schmale Kiesstreifen unter den Sträuchern verschwand. Schulterzuckend bahnte er sich seinen Weg ins Innere der Insel und war überrascht, als er kurze Zeit später auf einer vollkommen unbewachsenen Lichtung stand. Rings umher bildeten Bäume und Büsche eine glatte Mauer und rahmten eine kreisrunde Fläche ein, auf der nicht ein einziger Grashalm wuchs. Schwarze, verbrannte Erde bildete den Boden. Dieser Ort sah so aus, als wäre er von einem Menschen gemacht und nicht auf natürliche Weise entstanden. An einer Stelle entdeckte er den Eingang zu einer Hütte, die ein etwa vier Handspannen hohes Fundament aus Stein besaß und sonst ganz und gar aus Holz bestand. Sie war ganz und gar in die umgebenden Pflanzen eingebettet, sodass nur die Tür zu sehen war. Aus dieser kam nun ein Mann getreten. Er trug einen langen, hellblauen Mantel, dessen ausladende Kapuze sein Gesicht nahezu vollkommen im Schatten verbarg.

Gershon wusste sofort, dass es sich um eben jenen Mann handelte, der ihn in der Taverne angesprochen hatte. Er erkannte ihn an seinen schmalen, langgliedrigen

Fingern und an dem spitzen Kinn, das sein knöchiges Gesicht zierte. Auch die hagere Gestalt wurde durch die Umrisse des Umhangs preisgegeben.

„Ich freue mich, dass Ihr den Weg zu mir gefunden habt, Gershon Mehorad. Euer Erscheinen beweist mir, dass Ihr über die Willenskraft verfügt, die für die Aufgabe notwendig ist, die nun vor Euch liegt. Seid Ihr bereit, einen Auftrag entgegenzunehmen, der Euer Leben unwiderruflich verändern und Euch zu Macht und Stärke verhelfen wird?“, kam der Fremde sogleich auf das Wesentliche zu sprechen.

„Ich bin bereit“, antwortete Gershon zuversichtlich. Ganz egal, was der Mann von ihm verlangen würde, er wollte es tun. Er konnte dabei nur gewinnen, denn er hasste sein Leben.

„Ihr stammt aus Sanadia“, sprach der Fremde das Offensichtliche an. „Ich möchte, dass Ihr dorthin zurückkehrt. Sammelt und sucht Anhänger, stellt eine Streitkraft auf. Fordert König Fahras Kalael heraus und stürzt ihn von seinem Thron. Sorgt für einen Krieg. Übernehmt die Macht in Helbrun.“

Gershon runzelte die Stirn. Mit so einer Aufgabe hatte er allerdings nicht gerechnet. König Fahras war zwar ein nur mäßig mächtiger Herrscher, denn sein Einfluss beschränkte sich auf die Stadt Helbrun, die Stadt Thorn und ein paar vernachlässigbare, kleine Bergdörfer. Der Rest des Landes interessierte sich nicht für ihn. Jedes Dorf folgte seinen eigenen Gesetzen. Sanadias Volk bestand aus zerstrittenen Sippen und sich bekriegenden Siedlungen. Dennoch – Fahras war ein König und hatte Soldaten zur Verfügung. Was sollte da er, Gershon, mit seinem kleinen Dolch ausrichten? Fahras würde über seine Herausforderung nur lachen und ihn vermutlich auch noch hinrichten lassen.

„Warum sollte ich das tun? Welchen Zweck verfolgt Ihr damit?“, fragte er vorsichtig nach.

„Wir werden Euch Macht verleihen, Gershon. Als Gegenleistung erwarten wir Euren Gehorsam. Unsere Beweggründe zu hinterfragen ist Euch jedoch nicht gestattet.“

Gershon nickte und dachte nach.

Was hatte er zu verlieren, wenn ihn nicht einmal sein eigenes Leben noch interessierte? Außerdem hatte der Fremde bestimmt noch mehr zu sagen. Oder er würde ihn zumindest mit anständigen Waffen ausstatten. „Und warum, denkt Ihr, sollte sich mir jemand anschließen?“, fragte er neugierig.

Er erkannte ein Lächeln unter der Kapuze. „Hier, Gershon Mehorad, komme ich ins Spiel. Ich werde Euch etwas mit auf den Weg geben, das Euch mächtig macht. Die Menschen werden Euch fürchten und vor Euch zurückweichen. Oder sie

werden vor Euch niederknien und für Euch kämpfen, wenn Ihr die Waffe richtig einsetzt.“

Also eine Waffe. So weit, so gut.

Der Mann schob seinen hellblauen Umhang zur Seite und zog ein Schwert hervor, das unter seinem Gürtel gesteckt hatte. Mit großer Gestik ließ er die Klinge aus der Scheide gleiten und warf diese dann auf den kahlen Boden. Er hielt die Waffe mit beiden Händen vor seinem Oberkörper, die Schneide hoch erhoben.

Gershon wollte gerade mit den Augen rollen ob einer solch übertriebenen Darbietung eines gewöhnlichen Schwertes, als er vor Schreck einen Schritt zurücktrat. Die Schwertklinge begann zu glühen. Sie verfärbte sich orangerot und schrieb unsichtbare Wellen von Hitze in die Luft. Am Metall knisterten Funken. Dann gab es die ersten Flammen, erst ganz klein, doch schnell wuchsen sie an und verbanden sich zu einem Feuer. Das Schwert brannte!

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Gershon die Waffe an. Wie war das möglich! Feuer aus dem Nichts?

Der Fremde vollführte einige gekonnte Schwünge mit dem Schwert, bevor er die Flammen mit reiner Willenskraft wieder zum Erlöschen brachte. Dann hob er die Ummantelung vom Boden auf und steckte die Klinge zurück.

„Seid Ihr beeindruckt?“, fragte er mit einem Lächeln auf den Lippen. „Was glaubt Ihr dann, wie sehr die unbedarften Bergvölker von Sanadia erst staunen werden!“

Das konnte Gershon allerdings nicht leugnen. Er war tatsächlich beeindruckt und hielt es für möglich, dass er mit einer solchen Zurschaustellung von Macht Anhänger gewinnen konnte.

„Wie habt Ihr das angestellt?“, wollte er wissen.

„Magie, Gershon. Habt Ihr davon noch nie etwas gehört? In Eurem kleinen Fischerdorf wird vielleicht nicht viel darüber gesprochen, doch jeder weiß, wozu die Magier von Ybried fähig sind. Natürlich ist das Wissen über unsere Macht in Sanadia weniger bekannt. Und genau das könnt Ihr ausnützen.“

Magie also. Ja, davon hatte er irgendwann schon einmal etwas gehört. Allerdings hatte er diese Dinge für Märchen gehalten, das man Kindern zum Einschlafen erzählte, wobei er mit dieser Einstellung immer recht allein gestanden hatte. Fast jeder, den er kannte, glaubte an Magie. Doch er hatte noch nie jemanden davon berichten gehört, Magie *erlebt* zu haben.

„Wie funktioniert das?“ Seine Neugier war endgültig geweckt.

„Natürlich könnt Ihr, der Ihr ein Magiefreier seid, nicht aus Euch selbst so etwas bewirken“, erklärte der Fremde. „Seht Ihr diese beiden Steine, die in den Griff eingearbeitet sind?“

Er hielt das Schwert so, dass Gershon einen guten Blick darauf werfen konnte. Auf dem unteren Ende des Griffes, direkt über der Parierstange, war auf jeder Seite jeweils eine Art Kristall eingelassen. Die Steine waren glänzend rot und hatten etwa die Größe einer Walnuss.

„In diesen Kristallen ist die Magie gespeichert. Setzt sie mit Bedacht ein!“

Gershon streckte eine Hand aus, um die magischen Kristalle zu berühren. Dann zog er sie ruckartig wieder zurück. „Das ist schön und gut“, meinte er. „Doch es wird nicht ausreichen. Habt Ihr mehr von diesen Waffen?“

Der Mann ließ die Arme sinken und schüttelte den Kopf. „Nein. Dieses Schwert wurde speziell für Euch angefertigt und soll in erster Linie dazu dienen, Euch Ansehen zu verschaffen. Sät Furcht und Angst damit. Bevor Ihr ablehnt“, fügte er schnell hinzu, als Gershon sich abwenden wollte, „hört mir zu! Ich werde Euch nach ersten Erfolgen weitere Kristalle zukommen lassen. Ihr müsst diese Herausforderung nicht allein bestehen. Wir bleiben in Verbindung.“

Unsicher starrte Gershon auf die mächtige Waffe. Er wollte sie. Doch war er der Aufgabe gewachsen? Er war kein guter Redner, doch mit Ronran an seiner Seite könnte es funktionieren. Und sollten ihm die Menschen nicht durch Machtdemonstration und Worte folgen, könnte er sich auch andere Dinge vorstellen, um sie gefügig zu machen. Gershon kannte keine Skrupel mehr, seit seine Eltern bei einem Raubüberfall brutal ermordet worden waren. Und wo war er damals gewesen, der König? Nichts hatte er getan, um sein Dorf zu beschützen. Ja, er wollte Fahrmas herausfordern. Mit der Magie an seiner Seite und ausreichend Anhängern könnte er Macht gewinnen. Er könnte stark sein. Sein Leben hätte wieder Substanz und vor allem müsste er nie wieder ein Opfer sein. Er hatte sich entschieden. Nun musste er nur noch seinen Bruder überzeugen.

„Gebt mir das Schwert!“

## Drei Jahre später

# Kapitel 1: Das königliche Fest

*Im Monat Myrisblüte*

Marenga, Karadan – Baran

Zart wie die Berührungen eines Liebenden streichelten die goldenen Strahlen der Abendsonne über die zahlreichen Dächer der Stadt, die friedlich zwischen den sanften Hügeln der Landschaft Karadans lag. Vereinzelt zogen rosa und violett gefärbte Wolken über den noch blauen Himmel und läuteten mit ihrem prächtigen Farbenspiel die Dämmerung ein. Auf den Straßen und Gassen Marengas herrschte bunte Geschäftigkeit. Müde Bauersgehilfen kehrten von ihrer Arbeit auf den Feldern nach Hause zurück, spielende Kinder wurden von ihren Müttern zum Essen in ihre Häuser gerufen. Ältere Jungen und Mädchen wohlhabender Eltern spazierte nach den langen Stunden in der einzigen Hochschule des ganzen Landes plaudernd über den großen Platz im Zentrum der Stadt, wo Marktfrauen, Bauern und Händler ihre Waren einpackten, um sie am nächsten Morgen wieder neu zu präsentieren. Etliche Handwerker schlossen nach einem arbeitsreichen Tag ihre Läden. Auf den Straßen waren vereinzelt Fuhrwerke und Kutschen unterwegs und hie und da traf man auf Adelige hoch zu Pferd. Im Gegensatz zu den elegant gekleideten Herrschaften waren ihre Bediensteten fast immer zu Fuß unterwegs, folgten ihnen eiligen Schrittes oder liefen mit verschiedenen Aufträgen quer durch die Stadt.

Inmitten der Häuser von Marenga lag das königliche Schloss, das die anderen Gebäude majestätisch überragte. Die strahlend weiße Fassade warf die Sonnenstrahlen mit einem nahezu magischen Leuchten zurück. Wie eine Henne, die fürsorglich ihre Küken um sich schart und beschützend ihre Flügel ausbreitet, wachte der Herrschaftssitz über die Stadt und wirkte dabei dennoch fern und unnahbar. König Eredan El Hiday wohnte das ganze Jahr über mit seiner Familie in dem Schloss, obwohl er über weitere – wesentlich kleinere – Schlösser verfügte, die sich außerhalb der Hauptstadt befanden. Es war allgemein bekannt, dass er nicht gerne verreiste und wann immer es möglich war, seinen erstgeborenen Sohn als seinen Stellvertreter durch das Land ziehen ließ. Doch die fehlende Nähe zu seinem Volk machte Eredan nicht zu einem schlechteren König. Er war bei seinen Untertanen überaus beliebt, denn er hatte dem Land Frieden und Wohlstand gebracht. Karadan blühte unter seiner Herrschaft auf. Der Loyalität seiner Ratgeber, Hauptmänner und Soldaten konnte er sich sicher sein.

In einem herrschaftlichen Haus am Stadtrand bereitete sich einer der treuesten Gefolgsmänner des Königs auf ein Fest im Schloss vor. Mit einem Ruck zog Baran El Ayeni den zweifach umgebundenen Waffengürtel enger zusammen und schloss die edel verzierte, silberne Schnalle. Obwohl es heute ein feierlicher Anlass war und er nicht zur Wache eingeteilt, sondern als Gast eingeladen war, durfte das Schwert an seiner Seite nicht fehlen. Die Waffe im Königshaus tragen zu dürfen, war eine große Ehre und zeichnete ihn als geschätzten Krieger der Krone aus. Es erfüllte ihn stets mit Stolz, wenn sich seine Hand um das nobel verzierte Heft schloss. König Eredan selbst war es gewesen, der ihm das Schwert vor nicht allzu langer Zeit geschenkt hatte, nachdem er jenseits vom Fluss Nyassar die Stadt Altbrak und damit Karadans Grenze erfolgreich gegen feindliche Stämme aus Juvien verteidigt hatte. Seitdem herrschte Frieden und er hatte das kunstfertige Stück nie in einem ernsthaften Gefecht einsetzen müssen. Die Klinge bestand aus Dracheneisen, dem härtesten Material, das es je gegeben hatte und nur Wenigen war das Privileg zuteil, eine derartige Waffe zu besitzen. Baran hatte sich diese Ehre trotz seines jungen Alters verdient und war damit im Ansehen seines Herrn, König Eredan, hoch aufgestiegen. Auch wenn er seinen Stand seinem Vater verdankte, der einst selbst Hauptmann der königlichen Garde gewesen war, hatte er schon als kleiner Junge damit begonnen, hart zu trainieren, um in seine Fußstapfen treten zu können.

Baran erinnerte sich daran, dass er gegen viel Widerstand bei den anderen Mitgliedern der Garde hatte ankämpfen müssen, als er zum Kommandanten ernannt worden war. Viele hatten sich selbst übergangen gefühlt und Baran als zu jung für diese Aufgabe befunden. Manche waren so dreist gewesen, zu behaupten, dass Baran die Beförderung nur seiner engen Freundschaft zu Prinz Andiras zu verdanken hatte. Jetzt musste er lächeln, wenn er daran dachte, doch damals hatte es ihm zu schaffen gemacht. Es war ausgerechnet Andiras gewesen, der ihm zugeredet hatte, sich von den Empfindsamkeiten der Soldaten nicht irritieren zu lassen. Im Laufe der Zeit hatte Baran sich schließlich ihre Achtung, ihren Respekt und teilweise auch ihre Freundschaft verdient. Er war sich ziemlich sicher, dass mittlerweile niemand mehr seinen Rang in Frage stellte. Mit Stolz dachte er daran, dass nur der General selbst in der Befehlskette zwischen ihm und dem König stand. Und Andiras natürlich.

Zufrieden fuhr er sich mit der Hand durch die blonden Haare und wollte nach seinem Mantel greifen, als er seine Schwester mit gerunzelter Stirn im Türrahmen stehen sah.

„Wie siehst du denn aus?“ Kopfschüttelnd kam sie auf ihn zu und zog an seinem langen Wappenrock, um die Falten unter dem Gürtel zu begradigen. Dann zupfte sie an seinen Ärmeln, strich den Stoff glatt und hatte plötzlich einen Kamm



in der Hand, mit dem sie seine wirren Haare schnell zurecht machte. Baran rollte mit den Augen und ließ alles schweigend über sich ergehen. Belwyn hatte für Äußerlichkeiten einen wesentlich besseren Blick als er. Schon oft hatte sie ihn davon abgehalten, mit unordentlichen, unpassenden oder gar verdreckten Kleidern das Haus zu verlassen. Auf die Idee, sich die Haare zu kämmen, wäre er von selbst nie gekommen. Er hatte sich nicht einmal im Spiegel betrachtet.

Schließlich legte sie ihm seinen Wollmantel um die Schultern und meinte: „So kannst du dich am Königshof blicken lassen. Was würdest du nur ohne mich machen?“

„Danke“, sagte er lächelnd und ignorierte ihre Frage. Er stellte fest, dass Belwyn wie immer absolut perfekt aussah. Sie trug ein atemberaubendes Kleid aus dunkelgrünem Samt mit weiten Ärmeln und einem bodenlangen Rock. An den Ärmeln und am Oberkörper war es mit glänzenden Borten bestickt. Ihr langes, goldblondes Haar hatte sie zu einer eleganten Frisur am Hinterkopf hochgesteckt und ihre goldenen Ohringe glitzerten und funkelten bei jeder Bewegung ihres Kopfes.

Wie immer nahm Baran Belwyns Schönheit mit dem Desinteresse eines Bruders zur Kenntnis. Er wusste, dass seine bezaubernde Schwester mit ihren türkisblauen Augen und den langen, dunklen Wimpern jeden Mann in ihren Bann ziehen konnte. Ihre makellose Haut mit dem zarten Elfenbeintint ließ so manch andere Frau vor Neid erblassen. Belwyn war fast so groß wie er selbst, hatte eine berauschte Silhouette und konnte sich mit der Anmut einer Königin bewegen.

Die junge Frau ließ sich auf dem großen Sessel in Barans Ankleideraum nieder und schloss für einen Moment die Augen. Sie fasste sich mit einer Hand ans Nasenbein und atmete tief und lange ein.

„Geht es dir nicht gut?“, fragte Baran beiläufig, während er die Knöpfe seines Mantels schloss. Der Winter war noch nicht vorbei, die Abende waren kühl und sie mussten ein gutes Stück Weg bis zum Schloss zurücklegen.

„Doch, natürlich geht es mir gut. Ich bin nur etwas müde. Aber ich werde mir den prunkvollen Ball zur Verabschiedung des Prinzen nicht entgehen lassen!“ Sie holte noch einmal tief Luft, strich ihr Kleid glatt und erhob sich. „Der Kutscher wartet schon draußen. Es ist höchste Zeit, dass wir aufbrechen.“

Baran sah dem Fest mit gemischten Gefühlen entgegen. Der Anlass war nicht nur der Abschied von Andiras, sondern vor allem das neu geschlossene Bündnis zwischen König Eredan und Fürst Radorel, der das weit entfernte Land Arked regierte. Dass dieses Bündnis mit einem einjährigen Aufenthalt des karadanischen Thronfolgers in Arked besiegelt werden sollte, fand Baran unnötig. Die Arked

mochten berüchtigte Krieger sein, doch seine Kampftechnik konnte Andiras auch in seiner Heimat verbessern und um diplomatische Beziehungen zu pflegen, war auch kein so langer Besuch vonnöten. Baran wusste nicht viel über das arkedische Volk. Die Kämpfer waren laut Andiras legendär und gefürchtet. Sie sollten von beeindruckendem Körperbau sein, groß und muskulös, furchtlos und ihrem eigenen Volk gegenüber bedingungslos loyal.

Baran leugnete nicht, dass es eine Bereicherung für Karadan war, das mächtige Arked zu seinen Verbündeten zählen zu können. Obgleich Karadan durch seine fortschrittlichen Waffen und Techniken selbst eine gefürchtete Macht war, war es den Arkeden in Kampfeslust und Mut unterlegen. So sagte man jedenfalls. Sie hatten nie Krieg gegeneinander geführt.

„Vielleicht lernst du auf dem Ball ja auch endlich ein nettes Mädchen kennen“, versuchte Belwyn, ihn zu ärgern, während sie das Haus verließen. „Wehe, du versteckst dich wieder bei den Soldaten. Ich will dich auch einmal beim Tanzen sehen!“

„Du weißt doch, dass mir das nicht so liegt“, antwortete Baran und fügte beschwichtigend hinzu: „Aber dir werde ich natürlich einen Tanz schenken, meine liebste Schwester, wenn es dir so viel bedeutet.“

„Es gehört nun einmal dazu“, bestand sie darauf und bestieg die vierspännige Kutsche, die sie zum Schloss bringen sollte. Baran setzte sich neben sie und warf ihr, seiner einzigen verbliebenen Verwandten, einen Blick zu. Sie war ihm ähnlich und gleichzeitig so anders als er. Während sie sich schon seit Tagen auf das königliche Fest freute, war es für ihn eher eine unangenehme Pflicht. Belwyn liebte die Musik, den Tanz und neue Bekanntschaften. Sie war ein überall gern gesehener Gast, eine angenehme Gesprächspartnerin und stand beim gesamten Adel hoch im Kurs. Nicht wenige der betuchten Damen und Herren hofften darauf, sie mit einem ihrer Söhne vermählen zu können. Nicht nur ihre Schönheit und ihr einnehmendes Wesen machten sie zu einer guten Partie. Durch die enge Freundschaft, die ihren Bruder mit dem Kronprinzen verband, versprach man sich von einer derartigen Verbindung auch eine wachsende Nähe zum Königshaus.

Baran war nicht sicher, ob er froh darüber sein sollte, dass Belwyn die Avancen der jungen Männer nicht im Geringsten interessierten. Sie war sich ihrer Wirkung auf ihr Umfeld zwar bewusst und schien die Aufmerksamkeit in vollen Zügen zu genießen, aber sie ließ nie jemanden nahe an sich heran. Stattdessen beschäftigte sie sich gerne mit ihrem Äußeren. Vor solchen Festen verbrachte sie meist den ganzen Nachmittag damit, ein passendes Kleid und den dazugehörigen Schmuck auszusuchen. Alles musste perfekt zusammenpassen. Baran konnte das überhaupt

nicht verstehen, denn ihn interessierte sein Aussehen wenig. Er mochte auch das steife Getue bei höfischen Anlässen nicht. Viel lieber war er draußen im Wald, auf der Jagd oder beim Ausreiten mit seinem treuen Hengst Ared. Oder er maß seine Kräfte bei freundschaftlichen Wettkämpfen mit ebenbürtigen Gegnern. Auch mit Andiras hatte er zu früheren Zeiten regelmäßig die Schwerter gekreuzt, doch diese Vergnügungen waren in den letzten Jahren seltener geworden. Als Thronfolger hatte sein Freund immer mehr Verpflichtungen und nun würde er auch noch für ein ganzes Jahr das Land verlassen.

Mit seiner Schwester am Arm näherte sich Baran dem Festsaal. Der Weg dorthin war von Gardisten gesäumt, die er allesamt kannte. Er verzichtete darauf, jeden von ihnen zu grüßen, es entging ihm jedoch keineswegs, dass das eine oder andere Augenpaar ihnen verstohlen nachschaute. Die Blicke galten natürlich Belwyn. Baran hatte die Soldaten vor langer Zeit schon wissen lassen, dass diese Frau für sie tabu war und sie wesentlich mehr aufs Spiel setzen würden als nur ihre Stellung am Hof, wenn sie einen Annäherungsversuch wagten. Er zweifelte zwar nicht daran, dass Belwyn keinen von ihnen auch nur eines Blickes würdigen würde, doch er verfügte über einen ausgeprägten Beschützerinstinkt. In seinen Augen war keiner dieser Männer, von denen einige enge Freunde waren, gut genug für Belwyn.

Die Planung der Ballabende oblagen der Königin, die stets keine Kosten scheute. Der große Saal hatte mehrere Türen und war in der Mitte durch einen Mauervorsprung zweigeteilt. Dieser verlief an einer Wand hinauf, dann über die Decke und entlang der gegenüberliegenden Wand hinunter und war mit kunstvollen Stuckleisten verziert. Vom Vorsprung in der Decke gingen zwei mehrfach geschwungene Säulen aus, welche die Teilung des Raumes hervorhoben. Die Fenster, die die gesamte Höhe des Saales einnahmen, waren mit schweren Vorhängen versehen. Hunderte Kerzen spendeten warmes, einladendes Licht. In den Ecken und Nischen standen große Blumentöpfe mit reichlich beblätterten Bäumchen. Ein Blickfang war das mannshohe, karadanische Wappen, das in Form eines Wandbehanges zwischen zwei Fenstern hing und einen silbernen Adler im Flug auf schwarzem Grund zeigte.

In einer Hälfte des Saales war eine lange Tafel aufgestellt, auf der ein Festmahl serviert wurde. Sie war mit weißem, feinstem Tuch bedeckt, mit Blumen geschmückt und mit Gedecken aus kunstvollem Glas und Silber ausgestattet. Kleinere Tische für Gäste von einfacher Herkunft waren am Rand bereitgestellt. In einer gegenüberliegenden Ecke hatte eine Gruppe von Musikern ihren Platz eingenommen.

Belwyn löste sich von Barans Arm und mischte sich sofort unter die Leute. Er war froh über die unbeschwerte Geselligkeit, mit der sich seine Schwester durch jede Feierlichkeit bewegte, denn das erlaubte ihm, sich selbst im Hintergrund zu halten. Er blieb in ihrer Nähe und beobachtete, wie sie mit ihrem Charme jede Aufmerksamkeit auf sich zog. Nach ein paar Begrüßungen und belanglosen Gesprächen begaben sich Bruder und Schwester zu den ihnen zugewiesenen Plätzen an der Festtafel.

Belwyn hustete unauffällig hinter vorgehaltener Hand und ließ sich dann mit einer damenhaften Bewegung auf ihren gepolsterten Stuhl gleiten, während Baran noch hinter ihr stehen blieb und seinen Blick durch den Saal wandern ließ. Seine Hand ruhte dabei locker auf dem Griff seines Schwertes. Heute Abend war er als Gast hier, doch die Gewohnheiten, die er sich in den Jahren angeeignet hatte, waren tief verwurzelt. Nach wenigen Augenblicken hatte er die Gesichter aller bewaffneten Anwesenden gespeichert. Die meisten von ihnen kannte er.

Die Königsfamilie erschien mit ihren hochrangigen Ehrengästen. Andiras war der ältere Sohn von König Eredan El Hiday und von Kindheit an ein enger Freund Barans. Ihre Blicke trafen sich kurz, als er den Saal betrat, und sie nickten einander unauffällig zu. Der junge Prinz war in eine prächtige, schwarze Robe gekleidet, die weiße und silberne Verzierungen aufwies und auf dem Rücken mit einem silbern glänzenden, fliegenden Adler bestickt war. Wie alle Edelmänner trug auch er sein Schwert an der Seite und ein hauchdünner Goldreif schmückte sein dunkelbraunes Haar. Bei dem Anblick konnte Baran sich ein Grinsen nicht verkneifen, denn er wusste, dass Andiras Schmuck hasste.

Normalerweise zog die Erscheinung des gutaussehenden, jungen Prinzen viel Aufmerksamkeit auf sich, doch an diesem Abend waren die neugierigen Blicke auf die von fern angereisten Gäste gerichtet: Fürst Radorel Ranuvien von Arked, sein einziger Sohn Lexan und eine seiner Töchter, deren Namen Baran nicht kannte. Während Andiras ein Jahr in Arked verbringen sollte, war ein ebenso langer Aufenthalt von Prinz Lexan in Karadan geplant. Er hatte die Ehre, ein Jahr an der königlichen Hochschule studieren zu dürfen.

Baran erblickte Fürst Radorel zum ersten Mal und prägte sich seinen Anblick ein. Er war nicht besonders groß, dafür aber von breiter, stämmiger Statur. Er war ein Mann, der noch in der vollen Blüte seiner Kraft stand, die besten Jahre davon aber schon hinter sich hatte. Obwohl er nicht viel älter als fünfzig sein mochte, war sein schulterlanges Haar bereits von grauen Strähnen durchzogen. Der Ausdruck seiner tief liegenden, dunklen Augen war ernst und unerbittlich und obwohl die Hälfte seines Gesichtes von einem dichten Bart verdeckt war, konnte man die Spuren

eines harten Lebens darin lesen. Ein Überwurf aus Fell ließ seine Schultern noch breiter erscheinen, als sie es schon waren. Seine Kleidung wurde von mehreren Gürteln, die quer über seine Brust gebunden waren, dicht am Körper gehalten. Er trug keinerlei Schmuck und keine Kopfbedeckung oder sonst etwas, das ihn vom gewöhnlichen Adel unterschied. Dennoch strahlte er eine Erhabenheit aus, die nur einem mächtigen Volksoberhaupt zu eigen sein konnte. Eine Aura von Stärke und Macht umgab ihn. Alles an ihm verriet, dass er es gewohnt war, Befehle zu erteilen, die ohne Widerspruch befolgt wurden. Bestimmt regierte er sein Land mit eiserner Faust. Die gutmütigen und mitfühlenden Züge, die man bei genauem Hinsehen in König Eredans Gesicht finden konnte, fehlten Radorel zur Gänze.

Sein Sohn Lexan, der Kronprinz von Arked, war etwas jünger als Baran selbst. Er war ähnlich gekleidet wie sein Vater, doch statt dem Fell trug er einen kurzen Umhang aus Leder und die Gesichtsbehaarung war aufgrund seiner Jugend spärlicher.

Die Erscheinung des Mädchens überraschte Baran. Er konnte nicht sagen, ob sie älter oder jünger als ihr Bruder war, vielleicht waren sie sogar Zwillinge. Während alle anderen Frauen festlich und elegant gekleidet waren, trug die Tochter des Fürsten eine kriegerisch anmutende Garderobe. Ihr Oberteil war wie bei ihrem Vater und ihrem Bruder durch Gürtel enganliegend. Ein dünner Umhang verdeckte ihre Schultern. Der schmale Rock reichte zwar bis zu ihren Knöcheln, konnte den Blick auf die robusten Stiefel jedoch nicht verdecken. Das bis zur Schulter reichende Haar trug sie offen, was sie ebenfalls herausstechen ließ.

Baran hatte davon gehört, dass in Arked auch Frauen in den Krieg zogen und Seite an Seite mit den Männern kämpften. Ob das der Wahrheit entsprach, oder nur ein überzogenes Gerücht über das ferne Volk war, wusste er nicht. Aber er ertappte sich dabei, die fremde Prinzessin mit seinen Augen nach Waffen abzusuchen. Zu seiner Erleichterung schien sie jedoch unbewaffnet zu sein.

Nach dem Essen, als zur Freude aller Anwesenden zum Tanze aufgespielt wurde, kam Andiras mit einem Grinsen im Gesicht auf Baran zu. „Hey, du alter Griesgram“, begrüßte er ihn und umarmte ihn kurz. „Es tut gut, dich zu sehen. Belwyn, sei begrüßt!“ Er nickte der jungen Frau zu und Belwyn deutete einen höflichen Knicks an. Auch sie kannte den Königssohn schon seit ihrer Kindheit.

„Nun wirst du es tatsächlich wagen, dich dem Wohlwollen der Arkeden auszuliefern?“, begann Baran und konnte den misstrauischen Unterton in seiner Stimme nicht unterdrücken.

Andiras lächelte ihn nachsichtig an. „Keine Sorge, Baran. Ich werde dort in guten Händen sein. Das Bündnis steht und Radorels Sohn befindet sich hier in Karadan. Allein seinetwegen wird mir dort keine Gefahr drohen.“

„Trotzdem ist es eine Reise von mehreren Wochen und sie führt durch Juvien. Es wäre mir wohler, wenn die Garde dich begleiten würde.“ Er senkte seine Stimme, sodass außer Andiras und Belwyn ihn niemand verstehen konnte. „Ich traue den Arkeden trotz allem nicht.“

„Dann vertraue meinem Urteil.“ Der Prinz legte Baran beruhigend eine Hand auf die Schulter. „Fürst Radorel ist ein Ehrenmann. Und die Freien Völker von Juvien haben den Friedensvertrag letztes Jahr unterschrieben, nachdem wir sie vernichtend geschlagen haben. Ich schätze es, dass du dich um mich sorgst, aber dazu besteht kein Anlass. Außerdem braucht Karadan Männer wie dich, um den Frieden zu sichern. So muss ich mir in meiner Abwesenheit keine Sorgen um mein Land machen.“

„Nun ja, es ist meine Aufgabe, für deine Sicherheit zu sorgen.“ Baran schenkte ihm ein schwaches Lächeln. „Und der Frieden mit den Freien Völkern ist trotz Vertrag instabil. Schließlich wurden sie dazu gezwungen, ihn zu unterschreiben. Auch wenn es Karadan selten so gut gegangen ist, wie zu diesen Zeiten, schadet es nicht, wachsam zu bleiben.“

„Mach dir nicht so viele Gedanken. Jetzt ist der richtige Zeitpunkt, um das Bündnis mit Arked zu festigen, glaube mir. Das wird die Völker von Juvien davon abhalten, den Frieden zu brechen und ich kann die Reise antreten.“

„Dann hoffe ich, dass du bei den Arkeden endlich kämpfen lernst wie ein Mann!“, spottete Baran freundschaftlich. Andiras lachte und meinte: „Nach diesem Jahr nehme ich es doch mit Leichtigkeit mit dir auf!“

„Ist das eine Herausforderung?“, fragte Baran lachend. Es war Andiras nur selten gelungen, ihn im Wettkampf zu besiegen. Obwohl der Kronprinz immer die besten Lehrer hatte und ein guter Kämpfer und Stratege war, war Baran stets stärker und schneller gewesen.

Ein junger Mann näherte sich ihnen schüchtern und bat Belwyn höflich, ihm einen Tanz zu gewähren. Mit einem gönnerhaften Lächeln ließ sie sich von ihm aufs Parkett führen.

Andiras nickte und grinste. „Ja, messen wir unsere Kräfte! Du wirst schon sehen, was du davon hast. Die Arkeden sind verbissene Krieger und die besten Verbündeten, die wir uns wünschen können. Ihren Techniken können wir kaum das Wasser reichen. Wir haben zwar die besseren Waffen, aber nach dem, was man über

sie hört, kann ihnen nichts die Kampfeslust rauben. Unter ihren Feinden verbreiten sie Angst und Schrecken.“

„Das ist es, was sie von sich selbst behaupten“, gab Baran zu bedenken. „Aber wenn du dort im Westen bist, kannst du dir ein eigenes Bild über ihre Fertigkeiten machen.“

Baran wurde schmerzlich bewusst, wie wenig er über die Länder im Westen Edanors wusste. Arked lag auf einem Hochplateau, das zwar an das gleiche Meer grenzte, auf dem die Schiffe von Karadan segelten, aufgrund der hohen Felsen und Klippen jedoch keinen Hafen hatte. Seefahrer gab es unter den Arkeden keine. Von welchen anderen Herausforderungen das Volk dort umgeben war, entzog sich seinen Kenntnissen.

Die beiden Männer verloren sich für eine Weile in einer Diskussion über Politik und vergaßen dabei den Trubel um sich herum. Der Abend schritt fort, das Königspaar und Fürst Radorel verabschiedeten sich. Auch ältere Gäste machten sich bereits auf den Heimweg, während für die Jüngeren das Fest gerade erst begonnen hatte.

„Wann geht die Reise denn los?“, wollte Baran schließlich wissen. Der Gedanke an den Abschied von seinem Freund weckte ein mulmiges Gefühl in ihm. Natürlich gab er nicht einmal vor sich selbst zu, dass er Andiras sehr vermissen würde. Aber ein Jahr war eine lange Zeit.

„In ein paar Wochen. Der Fürst ist erst vor zwei Tagen hier eingetroffen und mein Vater möchte ihm die schönen Seiten Karadans zeigen. Nach der langen Reise will er nicht sofort wieder aufbrechen und ich habe nichts dagegen. Das gibt mir die Gelegenheit, die neuen Verbündeten besser kennenzulernen und mich darauf vorzubereiten, was mich erwartet.“ Andiras ließ seinen Blick durch den Saal schweifen und meinte dann: „Ich sollte mit Radorels Tochter tanzen. Sie steht allein da. Versuche, dich ein bisschen zu amüsieren!“ Mit diesen Worten wandte er sich ab und ließ Baran stehen.

Die Musiker spielten unermüdlich und gut gelaunt und auf der Tanzfläche herrschte fröhliches Treiben. Er beschloss, es Andiras und Belwyn gleich zu tun und seiner Pflicht nachzukommen. Es war so üblich, dass unverheiratete Männer dafür sorgten, dass junge Mädchen nicht lange allein in einer Ecke saßen. Also sah er sich um und entdeckte eine hübsche Dame mit kastanienbraunen Locken, die ihn mit einem neugierigen Lächeln musterte. Als sie bemerkte, dass sein Interesse geweckt war, kam sie siegessicher auf ihn zu. Baran reichte ihr höflich seine Hand und führte sie wortlos zu den Tanzenden.

Einige Zeit später fand er sich allein auf der Terrasse wieder, nachdem er das Mädchen nach mehreren Tänzen knapp abgewiesen hatte. Er atmete tief die frische, kühle Luft ein, schloss die Augen und kämpfte gegen den aufsteigenden Zorn. Sein Ruf als unnahbarer Junggeselle hatte an diesem Abend wohl wieder frische Nahrung bekommen. Irgendwann musste er sich ein Mädchen suchen. Doch die verwöhnten Töchter der Adligen, die sich am Hof tummelten, konnten sein Interesse einfach nicht wecken. Er wusste selbst nicht, woran es lag, denn er hatte nichts an ihnen auszusetzen. Sie waren schön, gut erzogen und gebildet – und sie langweilten ihn über alle Maßen.